

Perlenfischen

Von Roger von Wartburg

Perle 1: «Unsere Lehrerinnen und Lehrer brauchen mehr Freiheit»

Wo: NZZ am Sonntag
Wer: Carl Bossard
Wann: 26. November 2017

«Freiheit sei für Bildung die erste Bedingung, schrieb Wilhelm von Humboldt. Doch diese erstickt [...] zunehmend in engen Lehr- und Lernparadigmen und einer Fülle von Vorschriften. Ein dichtes Regelwerk mit einer Flut von Konferenzen und Absprachen bringt viele an Grenzen und degradiert den Unterricht oft zur Nebenbei-Tätigkeit.

«Das System engt mich ein», klagt ein begabter Junglehrer. Er unterrichte gerne, aber er hetze vorschriftsgetreu von Inhalt zu Inhalt: ein unzusammenhängendes Sammelsurium, ohne innere Kohärenz, ohne Zeit zum Vertiefen und Üben, ohne Chance zum Erlebnis. Und dauernd müsse er beurteilen. Die vielen Vorgaben schnürten ein. Von Freiheit keine Spur. [...]

Ähnliches erzählt eine engagierte Sekundarlehrerin. Sie eile von Prüfung zu Prüfung. [...] 20 Examina allein in Französisch, über 60 Prüfungsnoten pro Semester, dazu Zwischenzeugnisse mit Zahlen und ellenlangen Rastern. «Ich muss die Kinder mit Kreuzchen in Kästchen drücken.» [...] Jedes Aufgaben-Vergessen, jedes Zu-spät-Kommen muss vermerkt werden [...]. Notiert gilt als erledigt, basta: Reduktion auf Kreuzchen und Noten. [...]

Die Volksschule hat viele neue Aufgaben übernommen. Die Stofffülle nimmt zu, die Freiheit ab. Darum wird das Korsett enger und der Vorschriftenkatalog rigider. Doch das Aushalten von Polaritäten gehörte schon immer zum Unterrichten. Die Lehrerin arbeitet im widersprüchlichen Feld von Freiheit und Vorgaben; das Wirken des Lehrers bewegt sich zwischen Sozialisieren und Individualisieren, zwischen kultureller Integration und Einüben von Können – und natürlich zwischen den Momenten des Gelingens und des Scheiterns.

Diese Dilemmas lassen sich nicht auflösen. Lehrpersonen müssen sie aushalten und daraus die pädagogische Spannkraft fürs Mögliche und Alltägliche gewinnen. Das ist nicht immer leicht, der Idealfall nie Realität, aber er bleibt als Aufgabe. Belebt hat diese anspruchsvolle Aufgabe einst

die didaktische Freiheit. Sie steckte in jeder Lehrer-DNA und war so etwas wie ein konstitutives Berufselement. Sie machte die Profession attraktiv. Für viele war es darum der Traumberuf; ein Leben lang blieben sie ihm treu. Die Unterrichtsziele waren gegeben, die Wege frei. Den méthodos, den Weg zum Ziel, konnten die Pädagogen selber bestimmen – situativ und nach eigenem Entscheid. Die Methode stand in direkter Korrelation zu den Kindern und ihren Bedürfnissen – und natürlich auch zum Unterrichtsinhalt und zu den Präferenzen der einzelnen Lehrperson.

Heute wird dieser Weg standardisiert. Die Bildungsinhalte sind kompetenztheoretisch gefasst und messbar. Damit verbunden ist oft das eigenverantwortliche Arbeiten, das selbstregulierte Lernen. Es dominiert und diktieren die Methode; sie wird zum Direktiv von oben: Lernende sollen selber alles aktiv hervorbringen. Der Lehrer wird zum Begleiter. «Ja nicht zu viel Interaktion der Lehrperson!», berichtet die Sekundarlehrerin. Dies suggeriere man ihr. Und angehende Junglehrer sehen sich mit dem Vorwurf konfrontiert, sie seien in der Lektion «zu präsent gewesen». Dabei verhalten sie sich genau so, wie es die moderne Hirnforschung postuliert: vital präsent sein, verstehende Zuwendung zeigen, ermutigen – die Pädagogin als menschliches Gegenüber, der Lehrer als erste Stimmgabel, der Resonanzen erzeugt und im jungen Menschen etwas zum Klingen bringt.

Eine wirksame Bildungspolitik müsste darum zwingend mehr an den Menschen glauben und weniger an Systeme und Strukturen. Gute Lehrerinnen, gute Lehrer mit Einfühlungsvermögen und fachlicher Leidenschaft sind das A und O der Schule. [...] Humane Energie kommt aus Freiheit, nicht aus lehrmethodischen Direktiven und operativ engen Vorgaben, wie sie eine aktuelle Bildungspolitik verordnet. [...]

Freiheit ist und bleibt der Kern des pädagogischen Wirkens. Für gute Schulen ist und bleibt Wilhelm von Humboldt noch heute Vorbild.»



FOTOLIA

Perle 2: «Privilegien und Geld für bessere Chancen»

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Peter Winkler

Wann: 8. November 2017

«Nannys, die eine Anstellung in den besseren Wohngegenden Amerikas anstreben, sollten über Kenntnisse in Erster Hilfe und einen einwandfreien Leumund verfügen – und über ein eigenes Auto oder mindestens einen Fahrausweis. Auto und Ausweis sind nicht nur darum wichtig, weil in den besseren Suburbs der öffentliche Verkehr meist eine Zumutung ist. Nein, oft geht es vielmehr darum, dass die Betreuerin die Sprösslinge vor und nach der Schule zu jenen Aktivitäten befördern muss, die [...] einen gemeinsamen Zweck haben: Sie sollen den Kindern im Rennen um einen guten Studienplatz einen Vorsprung sichern.»

Zu den Instrumenten, die den Nachwuchs für den Wettbewerb rüsten sollen, zählen nicht nur alle Formen von Nachhilfestunden und die gezielte Vorbereitung für College-Eignungstests, sondern auch sportlicher Erfolg, Engagements in Schüler-Klubs oder Freiwilligenarbeit. [...] Die höhere Bildung an einer guten Universität ist in Amerika die sicherste Eintrittskarte für ein materiell sorgenloses und beruflich erfülltes Leben. Dass Eltern versuchen, ihre Kinder für eine solche Zukunft möglichst gut vorzubereiten, kann ihnen niemand vorwerfen. Doch die Sache hat einen Haken, wie das folgende Beispiel zeigt. Da gibt es den amerikanischen Vater, der jeden Abend eine Stunde dafür opfert, mit seinem Sohn Baseball zu trainieren, um ihn in die Mannschaft seiner High School zu bringen. Ein anderer Vater dagegen besticht den Coach und sorgt damit dafür, dass es sein Sohn ins Baseball-Team schafft. [...]»

Das Beispiel stammt aus dem provokativen Buch von Richard Reeves [...]. Der Titel, «Traum-Hamsterer» (Dream Hoarders), bezieht sich auf den «amerikanischen Traum», der jenen Erfolg verspricht, die hart arbeiten. Kurz zusammengefasst, vertritt Reeves folgende These: Die obere Mittelschicht der USA – also die obersten 20 Prozent der Einkommensskala abzüglich des obersten Prozents der Superreichen, die eine eigene Kategorie darstellen – ist unheimlich erfolgreich darin, ihre Kinder in guten Hochschulen unterzubringen. Dafür verwenden sie einerseits die erste Methode des Baseball-Beispiels, also die bestmögliche Vorbereitung. Gleichzeitig aber greifen sie zu Methoden, welche mehr mit Bestechung des Trainers zu tun haben, weil sie den Wettbewerb vorsätzlich zugunsten ihrer Sprösslinge verzerren.

Über den Zugang zu den besten Schulen, die auch die besten Zukunftsaussichten eröffnen, entscheiden – wenigstens theoretisch – die Leistungen, also die Noten aus der High School und das Resultat bei den Eignungstests für

Colleges. Reeves bestreitet nicht, dass diese Leistungsbeweise immer noch eine wichtige Rolle spielen [...]. Aber er unterstreicht, dass auch andere Kriterien eine Rolle spielen, die mit der Leistung der Kandidaten nichts zu tun haben. Und zudem macht er darauf aufmerksam, dass die bessere Leistung der Kinder aus der oberen Mittelschicht nicht nur auf einer allfällig höheren Intelligenz fußt, sondern zu einem wesentlichen Teil auch auf den Umständen, in denen sie aufwachsen.

Zu den Mechanismen, welche den Wettbewerb am stossendsten verzerrn, gehören die «Legacy Admissions». Damit ist ein System gemeint, das den Kindern von Absolventen der gleichen Hochschule (Alumni) einen Bonus auf die Leistungsbilanz schlägt – ohne jegliches Zutun der Kinder. Eine Studie über 30 sehr begehrte Hochschulen [...] fand heraus, dass die Bedeutung der «Legacy» erheblich unterschätzt worden war. [...]»

Wer [...] ohne «Vorfahren an der Universität» alleine auf der Basis seiner Leistungen eine 15-prozentige Chance zur Aufnahme hat, erhält wegen der «Legacy» plötzlich eine Chance von 60 Prozent. Mit der Belohnung von Leistung hat das nichts zu tun, eher mit der Vererbung von Privilegien.

Ein weiteres Hindernis für den Zugang in eine Hochschule ist das liebe Geld. Dass eine Schenkung oder Spende zum richtigen Zeitpunkt die Tore einer Eliteuniversität auch dann öffnet, wenn der Nachwuchs nicht ganz so exzellent abschneidet, ist bekannt. Doch dazu kommen in den letzten Jahren noch andere Budgetzwänge. Als Ausweg bieten sich internationale Studenten und Studentinnen an, deren Studiengebühren oft um ein Mehrfaches höher sind als jene von Amerikanern. Sie zahlen quasi den vollen Tarif und sind darum von den Schulleitungen heiß begehrt. Viele Hochschulen öffneten darum Rekrutierungsbüros [...], etwa in China und Indien.

Das Resultat kann an [...] traditionellen privaten Universitäten im Nordosten der USA abgelesen werden [...]. Brown [...], Columbia [...], Cornell [...], Dartmouth [...], Harvard [...], Penn [...], Princeton [...] und Yale [...]. In diesen acht Universitäten wuchsen die Klassen der Studienanfänger in den zehn Jahren zwischen 2004 bis 2014 nur um 5 Prozent. Doch der Anteil der Ausländer stieg dabei um 46 Prozent. Das Resultat: Einheimische Kandidaten werden von ausländischen Studierenden, die den vollen Tarif zahlen, verdrängt. [...]»

«Wenn ich Besuchern beweisen wollte, dass ausgerechnet in Amerika mit seinem Traum vom Erfolg der harten Arbeit eine Gesellschaft entstanden ist, die Privilegien über Generationen wie ein Erbgut weitergibt, dann muss ich sie nur in die Schulen schicken, in die Elitehochschulen, in die staatlichen Universitäten und in die Fachhochschulen.» (Richard Reeves)



Legacy Admission

«Wer [...] ohne «Vorfahren an der Universität» alleine auf der Basis seiner Leistungen eine 15-prozentige Chance zur Aufnahme hat, erhält wegen der «Legacy» plötzlich eine Chance von 60 Prozent. Mit der Belohnung von Leistung hat das nichts zu tun, eher mit der Vererbung von Privilegien.» (Peter Winkler)

In dieser Lage erweist sich die obere Mittelschicht in den USA als jene, die dem Druck am besten gewachsen ist. Das fängt [...] in der Politik an, beispielsweise mit der Steuerbefreiung für Sparkonti, welche einmal das College bezahlen sollen. Das tönt nach sozialer Massnahme für die Schlechtergestellten, doch die Früchte dieses Plans kommen [...] der oberen Mittelschicht zugute. Wer nicht um finanzielle Hilfe ersuchen muss, kann sich direkter und früher in einem College bewerben und hat dadurch die besseren Aufnahmehancen.

Eine weitere Geheimwaffe der oberen Mittelschicht sind die Zonenpläne für ihre Wohnquartiere. In den USA gehen die Kinder meist dort zur Schule, wo sie wohnen. In wohlhabenden Gegenden stellen die Eltern mit privaten Spenden sicher, dass ihre Schulen die besten sind, was wiederum weitere Wohlhabende anzieht und die Immobilienpreise in Schwung hält. Eine Änderung der Zonenpläne, die beispielsweise auch in Einfamilienhaus-Quartieren den Bau von Wohnblocks mit erschwinglicheren Apartments erlaubte, wird bis aufs Blut bekämpft. [...]

In ihrem Abwehrkampf gegen das Risiko eines Abstiegs ist die obere Mittelschicht in den USA derart erfolgreich geworden, dass sie in den Augen Reeves' durch die Hintertüre eine Klassengesellschaft errichtete, die rigider ist als in seiner britischen Heimat. «Wenn ich Besuchern beweisen wollte, dass ausgerechnet in Amerika mit seinem Traum vom Erfolg der harten Arbeit eine Gesellschaft entstanden ist, die Privilegien über Generationen wie ein Erbgut weitergibt, dann muss ich sie nur in die Schulen schicken, in die Elitehochschulen, in die staatlichen Universitäten und in die Fachhochschulen.»

Aus einer jüngeren Forschungsarbeit geht hervor, dass die obere Mittelschicht rund 40 Prozent der Studierenden an begehrten Colleges stellt, obwohl sie nicht einmal 20 Prozent der Bevölkerung ausmacht. «Wenn man Eliteschulen wie Harvard anschaut», sagt Reeves, «steigt dieser Anteil auf 70 Prozent. Das ist in einer Gesellschaft, die Leistung belohnen will, ungesund.»

Perlenfischen

Perle 3: «Die Macht des Mittelmasses»

Wo: Neue Zürcher Zeitung

Wer: Claudia Wirz

Wann: 30. November 2017

«In der OECD liebt man den Standard, böse Zungen könnten auch sagen: das Mittelmass. Gut ist, was ins Schema passt. Alles andere muss reformiert werden. Harmonisierung und Standardisierung sind das Leitmotiv dieser permanent tagenden Konferenz, an der 35 Mitgliedstaaten mitmachen und 3200 Sekretariatsmitarbeiter mit einem Jahresbudget von 363 Mio. Fr. rund 250 Berichte und Publikationen verfassen und Ratschläge erteilen. Der Reformdruck, den die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung etwa auf die Bildungssysteme der Länder ausübt, ist massiv.

Den OECD-Experten verdanken wir zum Beispiel das Konzept der Kompetenzorientierung in der Volksschule im Rahmen des Lehrplans 21. Dieses wiederum ist eng verknüpft mit dem Pisa-Test, dem Medienstar unter den OECD-Inputs. In regelmässigen Abständen misst dieser Test weltweit standardisierte Fähigkeiten von Schülerinnen und Schülern. Regelmässig wird der Test mit grossem Medienecho und pflichtschuldigem Aktivismus belohnt, ob-schon er bei vielen Wissenschaftern höchst umstritten ist, ja gar als schädlich betrachtet wird.

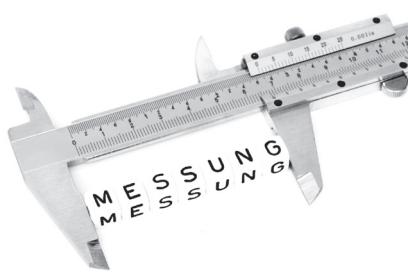
Pisa messe vor allem die Fähigkeit, den Pisa-Test zu lösen, betonen die Kritiker. Die Bildungsfrage werde darauf reduziert, was bei einem fragwürdigen Test rauskomme. «Teaching to the test», nennt man das im Jargon der Kritiker. Gemeint ist damit, dass solchermassen unterwiesene Schüler keinen echten und schon gar keinen bleibenden Bezug zum Gelernten herstellen können.

Die Kritik ist durchaus angebracht. Ausgerechnet bei jenen Ländern, die die OECD-Reformempfehlungen im Bildungsbereich am besten umgesetzt haben, zeigen sich ökonomi-

sche Schwächen. In Finnland, ehemals das schillernde Pisa-Wunderland, das allen anderen Vorbild sein sollte, liegt die Jugendarbeitslosigkeit mit über 20% deutlich über dem Durchschnitt der OECD-Länder, ganz im Gegensatz zur Schweiz.

Doch von solchen Dingen lässt man sich bei der OECD nicht beeindrucken, im Gegenteil. Schon folgt der nächste Streich. In ihrem jüngsten wirtschaftlichen Länderbericht zur Schweiz verlautbart die Organisation, die gemäss eigenen Angaben «nachhaltiges Wirtschaftswachstum» fördert, die Berufsbildung in der Schweiz sei verbesserungswürdig. Zwar wird konstatiert, dass das Bildungssystem in der Schweiz erfolgreich sei und die Jugendarbeitslosigkeit gering. Gleichwohl brauche es Reformen. Diese Reformvorschläge laufen alle in eine Richtung: Die Berufslehre brauche mehr akademische Inhalte, und überhaupt sei eine höhere Akademikerpopulation anzustreben.

Dieser Befund sagt vor allem zwei Dinge aus: Die Schweiz mit ihrem dualen Berufsbildungssystem und der vergleichsweise niedrigen gymnasialen Maturitätsquote passt nicht ins OECD-Standardschema. Jedenfalls zeigt diese Forderung, dass die Experten der OECD die Schweizer Berufslehre nicht verstanden haben. Es sind nicht die Gedankenspiele von Fachleuten aus hochfliegenden Institutionen, die den Erfolg des Berufsbildungssystems ausmachen. Dieser Erfolg ist vielmehr Expertise und Engagement «von unten» zu verdanken, namentlich Unternehmen, die auf dem Markt arbeiten und ihn aus eigener Erfahrung kennen. Zu hoffen ist nur, dass die jüngsten OECD-Ratschläge zur Schweizer Berufslehre nicht in einem monströsen Regulierungswahn enden, so wie es ohne Not beim Lehrplan 21 mit seinen 4000 Kompetenzen geschehen ist.»



Pisa-Test: Medienstar unter den OECD-Inputs. Grosses Medienecho, pflichtschuldiger Aktivismus, schädliche Auswirkungen.



Finnland hat die OECD-Reformempfehlungen am besten umgesetzt. Resultat: Eine überdurchschnittlich hohe Jugendarbeitslosigkeit von 20%.



Das erfolgreiche duale Berufsbildungssystem der Schweiz passt nicht ins Standardschema der OECD. Grund: Eine angeblich zu tiefe Akademikerpopulation!

Bilder S. 35: FOTOLIA

Perlenfischen

Perle 4: «Schulpreise für schöne Äusserlichkeiten»

Wo: Journal 21

Wer: Carl Bossard

Wann: 2. Januar 2018

«Schweizer Schulpreis» – so heisst er grossmälig, und er geht jedes zweite Jahr an «innovative und zukunftsorientierte Schulen». Wer sich auf der Website des Vereins nach zielgeleiteten, konkreten Kriterien kundig macht, ist enttäuscht. Er findet sie nicht. Stattdessen stösst er auf öffentlichkeitswirksame Schlagworte wie «Schülerinnen und Schüler [nehmen] ihr Lernen selbst in die Hand» oder «Schulen [pflegen] pädagogisch fruchtbare Beziehungen zu ausserschulischen Personen und Institutionen sowie zur Öffentlichkeit».

Wo solche Preise vergeben werden, sind Floskeln nicht weit. Belohnt werden Worthülsen oder «Claims», wie sie die Werbesprache nennt. Da heisst es zum Beispiel von einer prämierten Gemeinde: «Vorbildlich ist die Schule, weil sie zeigt, wie eine grosse Schule mit verschiedenen Schuleinheiten einen gemeinsamen Entwicklungsprozess anstossen und vorantreiben kann. Die Schulen erhalten den Schulpreis für einen sorgfältig erarbeiteten und ausgezeichneten umgesetzten Changemanagement-Prozess, der für viele andere Schulen, die sich auf den Weg machen wollen, Vorbild und Musterbeispiel sein kann.» [...]

Wer näher heranzoomt und die preisgekrönten Merkmale mit John Hatties vielfach bestätigten Wirkfaktoren verbindet, erkennt schnell: Da dominieren Oberflächensignaturen, da figurieren Faktoren, die praktisch keinen Effekt erzielen. Beim «Schweizer Schulpreis», gesponsert von deutschen Stiftungen und Protagonisten einer «neuen» Schule, geht es [...] weniger um lernwirksamen Unterricht als um schöne Äusserlichkeiten wie altersdurchmisches und selbstorientiertes Lernen oder webbasiertes und indi-

vidualisiertes Arbeiten. Nach Hattie aber kommt all diesen Faktoren eine sehr geringe Wirkkraft zu. [...]

Nur die Effektwerte, und zwar hohe, machen eben sichtbar, was ein pädagogisches Konzept beinhaltet und konkret für das Lernen der Kinder bedeutet. Wohlklingende Theoriebegriffe alleine verfügen über keine Wirkungsgarantie in der Praxis, so wenig wie ein Frostschutzmittel gegen Durst hilft. [...]

Dazu der renommierte deutsche Erziehungswissenschaftler und Schulforscher Andreas Helmke: «Was mich immer wieder nervt: Die naive Einstellung, etwas sei schon deshalb gut und erstrebenswert, weil es «neu», «innovativ», «modern» ist. Viele Erkenntnisse und Prinzipien, z.B. der Lern- und Gedächtnispsychologie, sind zwar «alt» und definitiv nicht «modern», aber zeitlos gültig.» Doch von solch alterungsresistenten Grundsätzen steht in den wortreichen Laudationes des Schweizer Schulpreises kein Wort.

Als neu und revolutionär gilt auch digitales Lernen. Lernsoftware bereits im Kindergarten fordert darum das amerikanische Unternehmen Microsoft. E-Learning mutiert zum modernen Zauberwort. Die Schulen rüsten auf. Möglich macht's das Attribut «innovativ». [...]

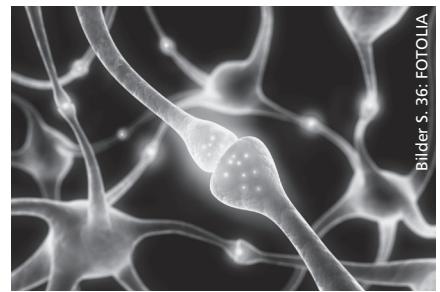
Jeder sein eigener Lerner: So sieht der Unterricht der Zukunft die meiste Zeit aus, wenn es nach den Plänen der deutschen Bertelsmann-Stiftung und ihrer Exponenten [...] geht. Während unzähliger Stunden gibt es kein Miteinander, keinen sozialen Austausch, nur individuelles Arbeiten am PC. Grossraumbüros bereits für kleine Kinder. Die Digi-



«Wo solche Preise vergeben werden, sind Floskeln nicht weit. Belohnt werden Worthülsen oder «Claims», wie sie die Werbesprache nennt.»



«Wohlklingende Theoriebegriffe alleine verfügen über keine Wirkungsgarantien in der Praxis, so wenig wie ein Frostschutzmittel gegen Durst hilft.»



«Lernen ist ein dialogisches Geschehen, ein zwischenmenschlicher Austausch. Das zeigt die Lernpsychologie, das belegt die Neurowissenschaft.»

talindustrie pusht diese Innovation, Stiftungen prämieren sie, Pädagogische Hochschulen [...] wirken mit.

Dabei ist Lernen ein dialogisches Geschehen, ein zwischenmenschlicher Austausch. Das zeigt die Lernpsychologie, das belegt die Neurowissenschaft. Der Hirnforscher Gerhard Roth sieht den Wert des Online-Learnings primär im Konsolidieren eines vorher erworbenen Wissens, nicht aber im Generieren neuer Erkenntnisse und Einsichten. Dazu braucht's, so Roth, die kompetente und vertrauenswürdige Lehrperson. Auch bei John Hattie erreicht webbasiertes Lernen lediglich den vernachlässigbaren Effektwert von 0.18.

Eine zentrale Rolle im Unterricht spielt die Beziehungsebene oder der «pädagogische Bezug», wie man früher sagte. Darum gilt es als unbestritten: Eine Atmosphäre des Vertrauens und Zutrauens, der Fürsorge und des Wohlwollens ist unverzichtbar für Bildung und schulische Leistung. Eine einfache pädagogische Wahrheit. In John Hatties empirischen Studien erreicht sie den hohen Wirkfaktor von 0.72.

Unterricht hat per se eine dialogische Struktur. [...] Lernende und Lehrende begegnen sich im Schulstoff und in der Gemeinschaft der Klasse. Der Unterricht wird so zum sozialen Austausch zwischen Personen, zum «Meeting of Minds», wie es [...] John Dewey nannte. Das schliesst digitale Lernsequenzen nicht aus. Im Gegenteil. Immer aber kommt es auf den einzelnen Lehrer an, auf den analogen Umgang zwischen ihm und seiner Klasse – und den Schülern untereinander. [...]

Wird der Bildschirm zum dominanten Bezugspunkt, verdrängt er die soziale Dimension von Bildung. Nicht umsonst wählten Bill Gates und Steve Jobs für ihre eigenen Kinder einen analogen Unterricht; sie schickten sie in Waldorf-Schulen – ohne i-Pads und ohne Tablets. [...] Reich wird [...] die Digitalindustrie. Ihr Sponsoring von Schulpreisen scheint nicht ganz uneigennützig.»

Perle 5: «Computer, frisch erfunden»

Wo: Basler Zeitung

Wer: Edward A. Murphy (alias Andreas Schwander)

Wann: 1. Dezember 2017

«Digitalisierung da, Digitalisierung dort, Digitalisierung überall – kein Symposium, kein Kongress, kein Strategie-meeting, in dem nicht über Digitalisierung diskutiert würde. Plötzlich tut die Welt so, als wäre der Computer gerade erst erfunden worden. In welcher Höhle haben die denn alle während den letzten 40 Jahren geschlafen?»

Aus technischer Sicht ist «digital» 1 oder null, ein oder aus. Das gab es schon auf den achtspurigen Lochstreifen, die jahrzehntelang aus den Telex-Geräten ratterten. Damit konnte man sowohl Texte für die Linotype-Bleisatzmaschinen übertragen wie auch Programme für lochstreifengesteuerte Werkzeugmaschinen – über beliebige Distanzen. Schon vor dem Zweiten Weltkrieg wob man in Indien in die Stoffe Muster, die in St. Gallen auf Lochkartengeräten laufend neu programmiert wurden. [...]

Auch die integrierte industrielle Welt, wo Dinge an einem Ort entwickelt, simuliert und 10'000 Kilometer weit entfernt gebaut werden, ist ein alter Hut. Das erste voll digitalisiert entwickelte Verkehrsflugzeug war die Boeing 777 in den späten 1980er- und frühen 1990er-Jahren. Die Entwicklungsteams arbeiteten gleichzeitig in Frankreich, Deutschland, England, den USA, Japan und Russland.

Umso erstaunlicher ist es, dass je länger, je mehr Leute jeden Morgen auf den Zug hetzen, um einen Bürojob zu erledigen, den sie auch von zu Hause aus erledigen könnten. Mit etwas Selbstdisziplin wäre das ohnehin effizienter. Weniger Kaffeeklatsch, weniger Lästerei, weniger Diskussionen über Fussball und vielleicht sogar effizientere Sitzungen. Denn Arbeit besteht vor allem aus konzentriertem Produzieren und nicht aus permanentem «Kontakt» und «Kommunikation». Da wäre der «Digitalisierungsgewinn» mit Abstand am grössten. [...]

Der aktuelle Digitalisierungs-Hype scheint deshalb vor allem ein Syndrom jener, die bisher einen Grossteil der Entwicklungen verschlafen haben. Das sieht man allein schon daran, dass die Sozialversicherungen zwar alle dieselbe Abrechnungssoftware haben, die AHV und die IV aber trotzdem den grössten Teil der Abrechnungen auf Papier (Papier!) erledigen. Nur die Suva ist zu 80 Prozent digitalisiert. Halleluja. [...]

Fast alles, was beim Digitalisierungsdrama gehypt wird, gibt es seit Langem. Nur haben das offenbar schockierend viele Leute bisher nicht realisiert.»